

Kinder GROSS machen

Selbstbild – Selbstwert – Identitätsentwicklung

Vortrag von Petra Koppler, BKMF-Treffen 2005, zusammengefasst von Sandra Hermann

In unserer Gesellschaft spielen Normen eine große Rolle. Wer diesen aufgestellten Normen entspricht, gehört dazu. Behinderte Menschen befinden sich außerhalb dieser Normen und können oftmals schlecht „eingeordnet“ werden. Daher irritieren sie ihre Mitmenschen und lösen die unterschiedlichsten Reaktionen aus. Die Verantwortung für ein gelungenes „Miteinander“ liegt meist beim Menschen mit einer Behinderung. Oft scheint es so, dass nur der akzeptiert wird, dem es gelingt, sich an die geltenden Regeln anzupassen.

Um seinen Platz in der Gesellschaft zu finden, ist es erforderlich, sich selbst einordnen zu können. Es ist wichtig zu wissen „Wer bin ich? Wo stehe ich? Wohin gehöre ich?“ Um diese Fragen beantworten zu können, ist es notwendig, sich unter anderem mit seinem Selbstbild und seinem Fremdbild auseinanderzusetzen.

Das Selbstbild ist jenes Bild, das wir selbst von uns haben. Körper, Seele und Geist sind darin vereint, in unserem Selbstbild erhalten wir die Chance und die Herausforderung, uns selbst zu bewerten. Das Selbstbild bleibt das ganze Leben lang gleich, da wir ja immer dieselbe Person sind, auch wenn wir uns körperlich, seelisch und geistig ständig weiterentwickeln.

Das Fremdbild ist jenes Bild, das andere Menschen von uns haben. Jeder Mensch hat ein anderes Fremdbild von uns, wir bedeuten für jeden Menschen etwas anderes, wir wirken auf jeden Menschen unterschiedlich. In diesem Bereich spielen Vermutungen und Vorurteile eine große Rolle. Bei der Auseinandersetzung mit den verschiedenen Bildern, die sich andere von uns machen, wird unser Selbstwert und unser Selbstbewusstsein geprüft und gefordert.

„Es erfordert ein starkes Selbstwertgefühl, sich eigene Minderwertigkeitsgefühle eingestehen zu können.“ (Virginia Satir)

Jeder Mensch besitzt einen eigenen „Selbstwert-Topf“, der mit positiven und negativen Gefühlen gefüllt ist. Negative Gefühle wie Scham, Schuld, Angst oder sich-nutzlos-vorkommen stehen positiven Gefühlen wie Energie, Kraft, Neugier, Interesse oder sich-selbst-wertschätzen gegenüber. Je nachdem, mit welchen Gefühlen und in welchem Verhältnis dieser Topf gefüllt ist, besitzen wir einen guten oder schlechten Selbstwert. Unser Selbstwert ist immer Grundlage für unser Handeln, wie wir mit anderen Menschen umgehen, und wie es uns gelingt, Verantwortung zu tragen.

Doch wie füllt sich unser Selbstwerttopf? Wie finden wir unsere Identität? Die Entwicklung der Identität ist ein Prozess, der das ganze Leben lang, von der Geburt bis zum Tod, vor sich geht. Sie beginnt mit dem Wunschbild, das die Eltern von ihrem Kind haben. Solche Wunschbilder kann es zahlreiche geben, eines der Mutter, eines des Vaters, eines der Großeltern, der Geschwister usw. Ein behindertes Kind weicht vom erträumten Wunschbild weit ab. Der Entwurf einer „gesunden und intakten“ Familie, wie sie sich die Eltern vorgestellt haben, wird plötzlich unwiderruflich zerstört.

Folgendes Gedankenexperiment veranschaulicht, wie sehr das Gefüge und die Identität der Familie betroffen wird: Mutter und Vater sind durch einen Strick aneinander gebunden. In die Mitte hinein kommt nun ein Kind, das durch seine spezielle Eigenart nicht den Erwartungen entspricht und sich nicht an die Normen anpassen kann. Es rüttelt an diesem Strick (d.h. es löst Gefühle der Ratlosigkeit, Angst, Schuld bei den Eltern aus, braucht womöglich intensive

medizinische Betreuung, entspricht nicht den Zukunftsvorstellungen, die die Eltern für dieses Kind hatten) – dieses Rütteln wird sowohl für den Vater als auch für die Mutter heftig spürbar. Sind auch noch andere Menschen, z.B. Großeltern und Geschwister (!!), mit diesem Strick verbunden, spüren auch sie die Erschütterung, die das Kind auslöst.

In den ersten drei Lebensjahren ist die Identitätsentwicklung des Kindes von den Eltern geprägt. Das Baby erkennt sich in den Augen der Eltern. In dem Ausdruck der Mutter, die freut, lacht und strahlt, wenn sie ihr Kind betrachtet, sieht sich das Kind selbst wie in einem Spiegel. Kinder sind immer gut, so wie sie sind. Sie können sich selbst nicht erfahren, da sie keine Vergleichsmöglichkeiten haben. Jedes Kind entdeckt als erstes das eigene Körperbewusstsein: wie eine Bewegung seines Körpers wirkt, und welche Bewegung es bewusst ausführen muss, um etwa ein Mobile anzustoßen.

Jede Familie ist in sich selbst eine geschlossene Einheit und besitzt eine eigene Identität. Die Familie übt daher großen Einfluss auf die Identität des Kindes aus. Ab dem zweiten Geburtstag entdeckt das Kind die Worte „ich“ und „mein“. Es erkennt sich als eigenständige Person und erlebt, dass es Fähigkeiten erwerben kann. Diese Fähigkeiten kann es einsetzen, um Anerkennung von außen oder auch Ablehnung zu erhalten – es ist in die „Trotzphase“ gekommen.

Ab dem dritten Geburtstag beginnt das Kind, Beziehungen zu anderen aufzubauen. Es kommt in den Kindergarten und tritt damit erstmals in eine Gesellschaft, eine Gruppe ein. Die Bewertung durch andere wird wichtig, das Kind findet eine/n beste/n Freund/in, es erhält und festigt seinen Platz in der Gruppe. Hier tritt es zum ersten Mal in einen Vergleich mit anderen, es erhält eine Vorstellung von seiner Behinderung, sein „Anders-Sein“ wird ihm nun bewusst. Das Kind entwickelt ein eigenes Selbstbild.

Bis zur Pubertät wird das Leben des behinderten Kindes weitgehend bestimmt von Schule, dem Lernen und den dazugehörigen Erfolgen. Mit der Pubertät setzt dann ein weiterer wesentlicher Schritt zur Weiterentwicklung der Identität ein. Die Meinung der Eltern, die das Kind bisher geschätzt und befolgt hat, wird ersetzt durch die Meinung Gleichaltriger. Dies ist eine schwere Zeit für den heranwachsenden behinderten Jugendlichen, weil seine Fähigkeiten, die in diesem Lebensalter für ihn wichtig sind, im Vergleich zu den Fähigkeiten seiner nicht-behinderten Freunde meist negativ ausfallen. Wertigkeiten wie Körpergröße, Schönheit, Moped fahren, etc. können nun oft nicht mehr durch andere Fähigkeiten ausgeglichen werden. Oftmals werden diese Wertigkeiten auch durch Medien und Vorbilder vermittelt, die dem behinderten Jugendlichen wichtig sind, von ihm aber nicht erfüllt werden können.

In diesem Lebensabschnitt erhält die Frage „Wer bin ich?“ und die dazugehörige Antwort eine völlig neue Dimension. Das Selbstbild und das Fremdbild eines behinderten Menschen weichen oft stark voneinander ab. Das Selbstbild vermittelt dem behinderten Menschen „ich bin gut/normal/richtig so wie ich bin“. Kaum verlässt der Behinderte jedoch seinen geschützten Lebensbereich, merkt er an den Reaktionen der anderen Menschen, dass das nicht stimmt. Gehsteigkanten oder zu hoch angebrachte Lichtschalter sowie negative Reaktionen seiner Umwelt (starren, spotten, lachen) lassen ihn erkennen, dass er den Regeln und Anforderungen der Gesellschaft nicht entspricht.

Wie können Menschen nun auf diese Diskrepanz reagieren? Wie geht man mit den Reaktionen von außen um? Es gibt verschiedene Taktiken, wie Menschen mit dem eigenen „aus der Norm Fallen“ und den daraus resultierenden Reaktionen umgehen können (Stigma-Management).

1. Isolation und Rückzug – der Behinderte akzeptiert die Meinung der Gesellschaft, er isoliert sich (da er ja nicht in die Norm passt) und zieht sich zurück
2. Leugnen – der Behinderte verneint seine Einschränkung und signalisiert: „ich bin normal, mit mir ist alles in Ordnung.“ Er begibt sich damit in einen ständigen Kampf, da er fortwährend seine „Nicht-Behinderung“ beweisen muss.
3. Täuschen – die Behinderung wird versteckt und alle Tätigkeiten, bei denen die Behinderung auffallen könnten, werden vermieden („beim Sitzen oder beim Telefonieren merkt es keiner“)
4. Enthüllen – der Betroffene macht Witze über seine Behinderung, er nutzt sie zu seinem Vorteil aus, er weist übertrieben darauf hin und schiebt sie ständig in den Vordergrund
5. Kuvrieren - der Behinderte steht zu seinem Makel, weist aber auch auf seine anderen Fähigkeiten und Stärken hin und setzt sie auch ein, sodass die Behinderung nicht ständig im Mittelpunkt steht

Im Bemühen darum, Kinder GROSS zu machen, sollte man sich bewusst machen, dass es nicht eindeutig gute und eindeutig schlechte Aspekte gibt. Im Gegensatz zu früheren vorherrschenden Meinungen (dies und jenes ist gut/schlecht für das Kind) ist man heute der Ansicht, dass jeder negative Aspekt auch positive Erfahrungen bewirken kann und umgekehrt. Risiko- und Schutzfaktoren sollten sich daher die Waage halten, keine Erfahrung ist immer nur gut oder immer nur schlecht für das Kind. Wenn die Eltern darauf achten, die einzelnen Faktoren für sich selbst in ein gutes Gleichgewicht zu bringen, ist das schon eine recht gute Vorgabe für das Kind.

Scheinbar gegenteilige Faktoren schließen sich somit nicht aus, sondern können einander gegenseitig gut ergänzen:

Um behinderte Kinder in ihrer Identitätsentwicklung gut begleiten zu können, ist es wichtig nachfolgende Herausforderungen in ein „gutes“ Gleichgewicht zu bringen. Dabei ist jedes Kind verschieden, und es gibt keine „Rezepte“, die für alle gültig sind.

- | | | |
|--|---|---|
| <ul style="list-style-type: none"> • Kompensation
(die Behinderung kompensieren: wo bin ich gleich? Wo kann ich besser sein als andere? In der Schule, in meinem Beruf, bei dieser oder jener Leistung, mittels dieser oder jener Förderung etc.) | ↔ | <ul style="list-style-type: none"> Konfrontation
(mit sich selbst konfrontieren, das Anders-Sein zulassen, Begleitung bei Problemen, eine positive Beschreibung der Behinderung anbieten, das Wissen, dass die Eltern um Leid/Schmerz bescheid wissen) |
| <ul style="list-style-type: none"> • Schutz-/Schonraum
(ein Bereich, in dem die Behinderung nicht wichtig ist, z.B. in der Familie oder im Freundeskreis) | ↔ | <ul style="list-style-type: none"> Loslassen/Zutrauen
(das Vertrauen der Eltern, dass das Kind Fähigkeiten erlernen und damit sein Leben selbst bewältigen kann) |
| <ul style="list-style-type: none"> • Integration
(„dazugehören“, seinen Platz in der Gesellschaft zu finden) | ↔ | <ul style="list-style-type: none"> Solidarität
(sich mit anderen in Bereichen zu messen, in denen man nicht unterlegen ist; „gemeinsam sind wir stark“) |
| <ul style="list-style-type: none"> • Auseinandersetzung der Eltern | ↔ | <ul style="list-style-type: none"> eigener Weg |

Verwendete Literatur:

Jürgen Kühl, „Autonomie und Dialog“

Erving Goffman, „Stigma“

Monika Aly, „Das Sorgenkind im ersten Lebensjahr“

Remo H. Largo, „Babyjahre“

Virginia Satir, „Kommunikation – Selbstwert – Kongruenz“

Nancy B. Miller, „Mein Kind ist fast ganz normal“

Gertraud Finger, „Ja, mein Kind ist anders“